

3.4 Körperlichkeit und Materialität von Subjektivierungsprozessen

Aus dem bereits erwähnten praxeologischen Aspekt der Öffentlichkeit (vgl. Schmidt 2012; 2013) leitet sich ab, dass Körper eine wesentliche Bedeutung für Praktiken und somit auch bei der praxeologischen Analyse von Subjektivierung haben: Erstens werden Körper in sozialen Praktiken trainiert und befähigt, das heißt, Subjektivierung geht mit »körperlichen Trainings- und Modellierungsprozessen« (Schmidt 2013: 100) einher, indem »Körperbewegungen, Haltungen und Gesten« (ebd.) eingeübt werden. Zweitens haben Körper auch eine »präsentatorische Seite« (ebd.: 99), Körper »stellen dar, sie prozessieren Zeichen und sie demonstrieren Kompetenzen« (ebd.: 99-100). Wir treten in Form von Körpern in soziale Interaktionen ein, das heißt, ein Mensch wird durch seinen Körper überhaupt erst öffentlich durch andere wahrnehmbar und gleichzeitig ist ein Körper notwendig, um Anrufungen über die Sinne empfangen und körperlich umsetzen zu können.

Im Anschluss an Gunter Gebauer schlägt Alkemeyer (2013: 53) vor, den Körper nicht übermäßig zu theoretisieren. Das praxeologische Verständnis von Körpern formuliert Alkemeyer folgendermaßen:

»Es handelt sich dabei um Körper, deren Bewegungsrepertoire in die Form eines bestimmten sozialen Spiels gebracht ist und die über das sichtbare Verhalten hinaus so eingestellt sind, dass sie in einem sozialen Spiel nur diejenigen ihrer vielfältigen Möglichkeiten einsetzen, die von diesem Spiel verlangt und darin als regelgerecht und normenkonform akzeptiert werden. Ihre weiteren Dispositionen bleiben als Potenzial im Hintergrund.« (Ebd.: 53)

Körper sind folglich vor allem in ihrem Erscheinen und in der Ausführung von Praktiken in bestimmten sozialen Feldern relevant. Die von Alkemeyer sogenannten »sozialen Spiele«, also bestimmte Praxiszusammenhänge, folgen gewissen Regeln. Diese Regeln werden von den an ihnen beteiligten Personen angewandt und in ihrem wiederholten Vollzug ergibt sich ein »Trainingseffekt« im Sinne einer Inkorporierung der Regeln. Die trainierten Körper treten wiederum in soziale Situationen ein und bewegen und verhalten sich konform zu den jeweils geltenden Regeln.

Alkemeyer und Matthias Michaeler (2013) thematisieren den körperlichen Aspekt von Subjektivierung anhand von Sportpraktiken. Im Training der Subjekte und damit ihrer Körper lernen diese, an den (Sport-)Praktiken teilnehmen zu können, indem sie bestimmte Bewegungen und Verhaltensweisen einüben. Laut der Autoren geht es darum,

»wie in der Teilnahme an sozialen Praktiken bzw. Spielen Fähigkeiten erworben und verfügbar gemacht werden, die es einem »Mitspieler« nicht nur gestatten, rou-

tniert einen funktionalen Beitrag dazu zu leisten, ein Spiel ›am Laufen zu halten‹, sondern auch schöpferisch in das Geschehen einzugreifen, es von innen heraus mitzugestalten, darin einen eigenen Sinn zu verwirklichen, womöglich kritisch Stellung zu beziehen oder ganz und gar ›auszustei-gen‹ (Alkemeyer/Michaeler 2013: 215, Herv. i.O.).

Beim Training im Sport spielen die Reflexion der eigenen Bewegungen, Hinweise anderer auf die eigenen Verbesserungsbedarfe und der Wille zur Leistungsverbesserung eine besondere Rolle. Damit wird deutlich, dass es den Autoren nicht darum geht, »ein bloßes Einschleifen körperlicher Routinen« (ebd.) zu erklären, sondern darum, darüber hinaus zu zeigen, dass der auf bestimmte Kontexte trainierte Körper durch »Fähigkeiten des Wahrnehmens, Spürens, Verstehens, Einschätzens und Beurteilens« (ebd.: 216) dazu in der Lage ist, auf unterschiedliche Situationen zu reagieren und diese mitzugestalten.

Sportpraktiken eignen sich besonders, um die Relevanz des Körpers in Subjektivierungsprozessen zu erläutern, es können jedoch auch alle anderen Praxiszusammenhänge als Trainingsfelder verstanden werden (vgl. ebd.: 216-217). So wird beispielsweise im Arbeitsleben nicht nur kognitiv erlernt, welche Tätigkeiten ausgeführt werden müssen, sondern bestimmte Handgriffe und Routinen werden inkorporiert, gleichzeitig kann auf (unvorhergesehene) Abweichungen der Routinen (kreativ) reagiert werden. Für das Funktionieren und die Bewertung bestimmter sozialer Situationen sind dann auch nur die daraufhin trainierten Aspekte relevant; ob die Person über darüber hinausgehende körperliche Eigenschaften und Fähigkeiten verfügt, ist in der sozialen Situation nicht von Bedeutung. Zum Beispiel fordert die Arbeit in einem Büro das Einhalten gewisser Regeln, die mehr oder weniger formal die Kleidung, Bewegung und Haltung der Arbeitenden regulieren: Im Büro trägt man keinen ›Blaumann‹, es müssen keine schweren, körperlich anstrengenden Arbeiten verrichtet werden, dennoch muss der Körper in der Lage sein, an einem Schreibtisch zu sitzen und mit einem Computer umgehen können. Ob eine Büroangestellte darüber hinaus das Kunstturnen beherrscht, spielt für den sozialen Zusammenhang Büro keine Rolle.

Den Körper als in unterschiedliche Praxiszusammenhänge eingebunden und damit der Beobachtung und Bewertung durch andere ausgesetzt zu denken, bedeutet, ihn dezentriert zu denken: Erst in »praktiktypischen Bewegungen und Gesten« (Alkemeyer 2013: 53), wenn Körper die erlernten Praktiken ausführen, erhalten sie eine Relevanz für andere Subjekte, wodurch sie aufeinander reagieren und miteinander interagieren können (vgl. ebd.: 54-55). Für das Selbstverhältnis des Subjekts ist das insofern wichtig, als es durch die Einbindung des Körpers in die soziale Praxis zu Situationen des »reflexive[n] Spüren[s] des eigenen Leibes« (ebd.: 55) kommt. Wenn der Körper beispielsweise in Sportpraktiken Überlastungserscheinungen zeigt, kann dies Reflexionen über das Alter und damit

zusammenhängende Belastbarkeiten anregen (vgl. Gugutzer 2001: 79). Eventuell überdenkt die Person ihr Selbstbild, sieht sich selbst als älter und nicht mehr belastungsfähig an und verhält sich in einer zukünftigen ähnlichen Situation zurückhaltender bzw. »altersangemessener«.

Nach Alkemeyer verfügen Körper auch über die Möglichkeit eines »Nachspürens« (Alkemeyer 2013: 55) sozialer Situationen, vor allem wenn es zu Situationen der Unangemessenheit oder des Scheiterns kommt. Der Körper spürt bereits vor der kognitiven Reflexion, dass etwas nicht stimmt. Alkemeyer führt dies mit Bezug auf Bourdieu (1987) Konzept des praktischen Sinns darauf zurück, dass Körper in sozialen Situationen trainiert werden:

»Dessen [des Körpers, SK] Wahrnehmungs- und Spürfähigkeiten sind somit überwiegend »weltrichtig«. Der Grund liegt darin, dass sie [die Körper, SK] in der sozialen Sozialisation, im Lernen und in der Bildung genau auf jene Strukturen und Qualitäten hin entstanden sind, die sie erfassen: Sie erschließen ein Spielgeschehen deshalb wie intuitiv, weil sie aus der Einverleibung der Anforderungsstrukturen dieses Spiels (bzw. verwandter Spiele) selbst resultieren.« (Alkemeyer 2013: 56)

Körper werden also in sozialen Feldern geprägt und verhalten sich deshalb, ohne ständig reflektieren zu müssen, meist richtig. So muss ein Mitglied der Oberschicht nicht permanent darüber nachdenken, welche Verhaltensregeln in einem gehobenen Restaurant gelten, sondern es verhält sich intuitiv angemessen, von der Kommunikation mit dem Kellner oder der Kellnerin über die Höflichkeiten gegenüber seiner Begleitung bis hin zur Art, wie das Besteck gehalten wird. Dass diese körperlichen Verhaltensweisen antrainiert und eben nicht natürlich sind, wird erst dann deutlich, wenn sich jemand in einer sozialen Situation nicht »angemessen« und »wie natürlich« verhält, sondern sein Körper wie »fehl am Platz« erscheint.

Um der Frage nach dem unverfügbaren oder eigensinnigen Körper im Rahmen der Subjektivierung nachzugehen, beziehen sich Alkemeyer und Villa auf Butler und das Mimesiskonzept von Gebauer und Christoph Wulf (vgl. Alkemeyer/Villa 2010: 319). Zunächst formulieren sie eine Kritik an diskursanalytischen Konzepten von Verkörperung: Indem die Gouvernamentalitätsstudien Körper ausschließlich als »Verkörperung«, das heißt als Produkt diskursiver Anrufungen, verstehen, reifizieren sie letztlich eine Trennung zwischen Körper und Geist, die sie eigentlich auflösen wollen (vgl. ebd.: 318). Alternativ plädieren Alkemeyer und Villa »für die sozialwissenschaftliche Anerkennung eines gerahmten, das heißt relativen und gesellschaftlich vermittelten Eigensinns« (ebd.: 318). Der Eigensinn ist nicht einfach gegeben, sondern ergibt sich durch die Sozialisierung des Körpers, der wie bereits beschrieben in sozialen Situationen trainiert wird. Das Training gewährleistet, in gewohnten Situationen angemessen zu reagieren, in unbekannten Situa-

nen kann allerdings unpassendes Verhalten zum Vorschein kommen, welches aus dem Training in anderen Kontexten resultiert (vgl. ebd.: 327).

Körper eignen sich subjektivierende Normen in der Perspektive von Alkemeyer und Villa »mimetisch« an, das heißt durch Nachahmung. Dabei entsteht eine »Kluft zwischen Norm und Praxis« (ebd.: 319), da ähnlich wie bei der Iterabilität nach Butler eine identische Wiederholung als unmöglich gilt (vgl. ebd.: 322). Mimetische Akte sind aus diesem Grund keine passgenaue Wiederholung einer Norm, sondern durch den »Willen zur ›Ähnlichung‹« (ebd.: 322) bestimmt:

»Mimetische Akte sind keine beliebigen körperliche [sic!] Akte, sondern Versuche, die Gesten, Haltungen oder Bewegungen anderer – zumeist als machtvoll angesehener – Personen nachzuvollziehen, was nicht bewusst geschehen muss und meistens unbewusst vonstatten gehen dürfte.« (Ebd.: 322)

Die Mimesis beschreibt zwar den Versuch der passgenauen Nachahmung, jedoch kann diese wegen der körperlichen Diversität der Individuen niemals in einer Kopie der erwünschten Positionen münden. Durch die Unmöglichkeit der exakten Wiederholung wird sozialer Wandel möglich, denn durch das »Scheitern« (Villa 2011) der vollständigen Aneignung von Normen entsteht eine Spannung, die diese Normen potenziell infrage stellen kann. Schließlich kann durch das Scheitern der Aneignung eine »Subjektform und mit ihr das Gefüge der stets relational aufeinander bezogenen Subjektpositionen verändert« (Alkemeyer/Villa 2010: 323) werden.

Welche Implikationen ergeben diese körpersoziologischen Überlegungen für die vorliegende Arbeit? Erstens schließe ich aus ihnen, dass subjektivierende Prozesse in erster Linie körperliche Prozesse sind, da Körper in sozialen Praktiken trainiert werden. Zweitens sind Körper durch ihre »präsentatorische Seite« (Schmidt 2013: 99) prinzipiell beobachtbar. In sozialen Situationen begegnen sich Körper, die gegenseitig wahrgenommen, kategorisiert und bewertet werden, und dazu greifen die Subjekte auf ihnen bekannte Kategorisierungsmuster zurück. Drittens können Körper in der sozialen Praxis einen gewissen Eigensinn an den Tag legen, der sich jedoch vor allem daraus ergibt, dass sie durch das Training in bestimmten Praxiszusammenhängen geprägt und auf diese ausgerichtet sind. Viertens, und damit leite ich zum nächsten Abschnitt über, sind es Körper, die sich im Umgang nicht nur mit anderen Subjekten, sondern auch mit Objekten trainieren und verändern und dadurch Selbstbezüge aufbauen.

Eine weitere relevante Komponente subjektivierender Praktiken ist der Umgang mit den Dingen. Der tägliche Umgang mit dem Computer verlangt andere körperliche Praktiken als die Arbeit im Industriebereich und somit werden andere Arten des Selbstbezugs aufgebaut. Den Dingen und dem Umgang mit ihnen werden in der sozialen Praxis unterschiedliche Bedeutungen zugeschrieben. Mit Reckwitz (2016: 91-92) gehe ich davon aus, dass die kulturelle und soziale Ebene von Dingen zentral für die Subjektivierungsanalyse sein sollte. Er regt eine Sicht-

weise auf die materielle Umwelt und die Dinge an, die diesen zwar nicht die gleiche Handlungsmacht wie menschlichen Akteurinnen und Akteuren zuspricht, die aber durch die Bewertungen, die ihnen von Menschen zugeschrieben werden, »Faktizität erlangen« (Reckwitz 2016: 91) und somit Auswirkungen auf die soziale Praxis und das Selbstverstehen Einzelner haben. Artefakte sind gleichzeitig materiell und kulturell bestimmt, »indem sie in soziale Praktiken eingebunden sind« (Reckwitz 2016: 38). Aus diesem Grund stellen sich folgende Fragen: Welche Praktiken können von bestimmten Artefakten angeregt werden und welches »Wissen um ihren Sinn, ihre Bedeutung und die damit verbundenen Handlungsskripte ihres ›rechten Gebrauchs‹« (Gugutzer/Schneider 2007: 40) ist in den Artefakten vergegenständlicht?

Um Artefakte in Praktiken zu nutzen und die inhärenten Handlungsskripte zu entschlüsseln, müssen Subjekte einen Bezug zur Materialität herstellen. Christiane Thompson und Britta Hoffarth theoretisieren den Zusammenhang zwischen Materialität und Subjektivierung als »Anrufung durch die Dinge« (Thompson/Hoffarth 2013: 261), indem sie die Artefakttheorie Latours mit Althussers Konzept der Anrufung verknüpfen. Sie bedienen sich eines Beispiels Latours, welches die Materialisierung von Handlungsaufforderungen anhand des Gewichts eines Hotelschlüsselanhängers illustriert (vgl. ebd.: 265-267): Um die Gäste dazu zu bewegen, die Rückgabe des Schlüssels nicht zu vergessen, werden in manchen Hotels schwere Schlüsselanhänger benutzt, deren hohes Gewicht die Hotelgäste an die Rückgabe »erinnert«. Das Gewicht des Schlüssels drängt sich den Subjekten auf, sodass sie es nicht ignorieren können und darauf reagieren müssen. Eine Handlungsanweisung wird in den Schlüsselanhänger übersetzt:

»Hier findet [...] eine Übersetzung von kulturellem Wissen und ebenso ethisch-normativer Handlungsaufforderung in Material und Material-Anordnung statt, eine Übersetzung, die insbesondere das kulturelle Wissen daran hindert, in Vergessenheit zu geraten, indem es diese sozusagen dem diskursiven (also rein sprachlichen) Kommunikationsverkehr auslagert.« (Ebd.: 267)

Es werden also diskursive Aussagen in Material übersetzt, transformiert und gleichsam verfestigt. In die Dinge sind Normen und Anrufungen eingelassen, die auf die Subjekte wirken, ohne dass der ursprünglich Anrufende, zum Beispiel das Hotelpersonal, anwesend sein muss. Diskursive Handlungs- und Unterlassens-aufforderungen werden dadurch zeitlich überdauernd festgeschrieben. So können Dinge, die zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt sinnvoll für die Übertragung von Normen und Werten waren, ihre Handlungsskripte in der Gegenwart nicht mehr vermitteln, da den Subjekten das kulturelle Wissen fehlt, diese zu dechiffrieren. Wir bedienen beispielsweise einen Tablet-PC ganz selbstverständlich, aber es fällt uns schwer, zu verstehen, zu welchem Zweck manche archäologischen Funde ursprünglich hergestellt wurden. Also funktioniert die Anrufung durch Artefakte nur, wenn die beteiligten Subjekte den Kontext der jeweiligen Anrufung

kennen. Die Artefakte wirken auf die Körper der Subjekte, denn diese sind es, die die Handlungsaufforderung durch Artefakte »entgegennehmen«.

Ein weiteres Beispiel ist die Architektur: Rollstuhlfahrende benötigen Aufzüge (oder wenigstens Rampen), um von einem Stockwerk in ein anderes zu gelangen. Befinden sich beispielweise mehrere Personen im Gespräch und müssen sich dann trennen, weil eine Rollstuhlfahrerin nicht wie alle anderen die Treppe benutzen kann, sondern den Aufzug verwenden muss, wirkt auch die Architektur anrufend. Durch sie werden diejenigen, die die Treppe verwenden, als »Normale« angerufen, der Rollstuhlfahrerin wird dagegen ein Sonderstatus zugewiesen, wodurch eine Differenz zwischen ihr und den anderen festgelegt wird. An dieser Stelle wird deutlich: Selbst wenn Personen inklusive Werte vertreten und selbst keinen Unterschied zwischen Gehenden und Rollstuhlfahrenden machen, wird die gemeinsame soziale Praxis des »walk and talk« durch die materiellen Eigenschaften der Architektur unterbrochen und ein Unterschied zwischen den Personen konstituiert. Die Anrufung durch die Architektur bleibt erhalten, auch wenn sich eine mentale Verschiebung hin zu Inklusion und Gleichberechtigung vollzogen hat.

Ich verstehe die »Anrufung durch die Dinge« (Thompson/Hoffarth 2013: 261) zusammengefasst folgendermaßen: Erstens hat Materialität einen Eigensinn, der bestimmte soziale Praktiken ermöglicht, strukturiert und determiniert. Zweitens müssen die transportierten kulturellen Bedeutungen durch die Angerufenen erkannt werden, damit diese angemessen auf sie reagieren können. Drittens können Artefakte »veraltete« soziale Praktiken evozieren, da sie zu einem bestimmten sozialen Zeitpunkt hergestellt werden und die jeweiligen Diskurse derselben transportieren. Dennoch ist eine kreative (Um-)Deutung möglich, denn Artefakte strukturieren zwar soziale Praktiken, aber sie müssen sie nicht immer determinieren. So können Einzelne Artefakten eigene Bedeutungen zuschreiben oder es entwickeln sich in einem bestimmten sozialen Kontext vom ursprünglichen Gebrauch abweichende Verwendungsweisen. Es stellen sich also in Bezug auf die vorliegende Arbeit vor allem die Fragen danach, welche Rolle der Umgang mit den Dingen am Arbeitsplatz einnimmt und ob Unterschiede zwischen dem Umgang mit verschiedenen Formen von Materialität festgestellt werden können. Außerdem sollten die gebaute Umgebung und die Gestaltung der Arbeitsplätze als materielle Rahmenbedingung in die Analyse einbezogen werden, da sie bestimmte Praktiken ermöglichen, auslösen, determinieren oder auch verhindern können.

3.5 Implizite und explizite Praktiken der Subjektivierung

Subjektivierung findet also immer in situierten Praktiken statt, die verkörpert und materiell vermittelt sind. Da sie, wie der Bezug auf Althusser gezeigt hat, durch Anrufungen ausgelöst wird, frage ich im Folgenden, wie in den konkreten sozialen